Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 16

Artikel: Spuk beim Glasbrunnen
Autor: Bürki, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641135

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spuk beim Glasbrunnen

Von E. Bürki

Dicker Tabakqualm lagerte in der Kellerwirtschaft zum Sackträger auf dem Kornhausplatz. Das Lokal war voll von Gästen und ein jeder machte es sich so bequem wie möglich. Meist Leute niederen Standes verkehrten hier, und da es Samstagabend war, musste man sich nicht wundern, dass gegröhlt und zeitweise gezankt wurde. Tingeltangel, Krämer mit Papiermanschetten und spitzen schwarzen Schlüpfschuhen, sogenannten Bottinen, Metzgerburschen, Marktschreier, Gelegenheitsarbeiter und wie der Name des Lokals verrät, Sackträger, waren hier anwesend. Diese letzteren waren meist kräftige Leute, weshalb es in ihrem Stammlokal des öftern Radau und Händeleien absetzte. Man zählte den 1. Dezember 1853 und es war schon sehr kalt geworden. Die Gassen waren leer, man sah keinen Menschen, denn die Bise wehte mit aller Kraft und liess einen jeden, der nicht gerade draussen zu tun hatte, am warmen Ofen sitzen. Frau Barbara Müller, die Besitzerin der Schenke und ihr Stubenmeitschi, wie man damals die Serviertochter nannte, hatten alle Hände voll zu tun. Den Gästen sollte an nichts fehlen und die Wirtin wechselte bald mit diesem, bald mit jenem ein freundliches Wort und war mit mütterlicher Besorgnis dabei, jedem Recht zu tun. Das Gespräch drehte sich im allgemeinen um den letzten grossen Diebstahl. In einem Patrizierhause an der Kreuzgasse wurde in Abwesenheit der Herrschaft eingebrochen und das ganze Silberzeug gestohlen. Das war nun schon der vierte Fall innert Monatsfrist. Von den Tätern fehlte jede Spur. Es war sogar eine Belohnung von hundert Franken ausgeschrieben für denjenigen, der Licht in die Angelegenheit bringen konnte.

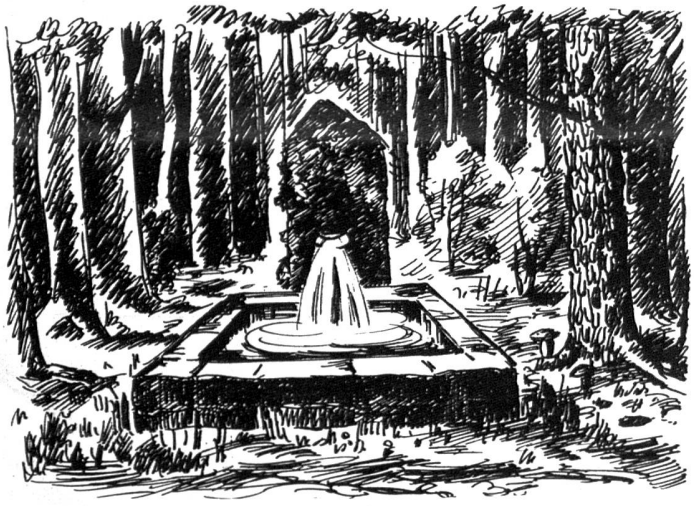
Rechts vom Schanktisch sassen ihrer vier in angeregter Unterhaltung. Der eine von ihnen, ein dicker Mann mittleren Alters, den grauen Halbzylinder tief im Nacken sitzend, lachte eben mit seinem rot aufgedunsenen Gesicht und schlug dabei mit geballter Faust auf den Tisch, dass die soeben frisch nachgefüllten Weingläser leicht zitterten. «Das wäre etwas», wandte er sich an seinen Nachbar. Dieser, ein hagerer Mann mit abgetragenem Kleid und grossem schwarzen Schnurrbart, zuckte leicht die Achsel. Es kam ihm nicht recht geheuer vor. Von Beruf war er Schuhmacher und hatte selbst eine Boutique. Man nannte ihn nur den Gassengeizhals. «Es ist eine kitzlige Sache, so ganz allein», meinte er nun. «Wenn einer mitkäme, könnte man darüber verhandeln. Erzähle mir nochmals von Anfang an». wandte er sich nun an den dritten, einen kleinen, hageren Mann mit auffallend grossen Ohren und verschmitzten Aeuglein. Dieser beugte sich etwas vor und begann in leichtem Unterton von neuem: «Wie du ja weisst, haben am 5. März 1798 die Franzosen unsere Stadt überfallen und ausgeraubt. Einen Teil des Raubgutes, das sie bei ihrem Abzug nicht mehr mitnehmen konnten, vergruben sie im Bremgartenwald, um es bei späterer Gelegenheit zu holen. Nun traf ich vor zwei Jahren in der Wirtschaft zur Kappelenbrücke ein Kräutermannli. Wir sprachen über allerlei, unter anderem auch von diesem Franzosenschatz. Ich witterte etwas und zahlte ihm darauf einige Schnaps. Als er dann nicht mehr recht beieinander war, gab er mir den Ort bekannt, wo dieser Schatz begraben liegt. Es muss eine grosse Eisenkiste sein, angefüllt mit alten, goldenen Berner Dublonen und sonstigen Kostbarkeiten. Die andern drei hatten mit grossem Interesse dem Erzähler zugehört, und ganz besonders der Schuhmacher Isidor Nyffenegger, denn so war sein Name, war in ziemliche Aufregung geraten. So entstand nun eine Pause, bis der Schuster von neuem das Wort ergriff und sich beim Kleinen, seines Zeichens Möbelhändler, nach der Höhe der Summe erkundigte, die er bezahlen sollte, um hinter das Geheimnis zu kommen.

Es gab nun ein langes Hin und Her, bis die Zwei sich auf Folgendes einigten: Der Schuster Isidor Nyffenegger muss dem Zacharias Weinzäpfli, Möbelhändler, 100 Franken in Gold auszahlen, wenn er nach ausgehobener Tiefe von einem Meter auf die Eisenkiste stösst. Dafür kann er alles, was er findet, für sich allein behalten. Franz Kräuchi, Kolporteur, und Jakob Hurni, Sackträger, gehen mit als Zeugen. Die Summe wird gleich an Ort und Stelle in bar ausbezahlt. Der Schuster Isidor Nyffenegger hat das nötige Werkzeug selber mitzubringen.

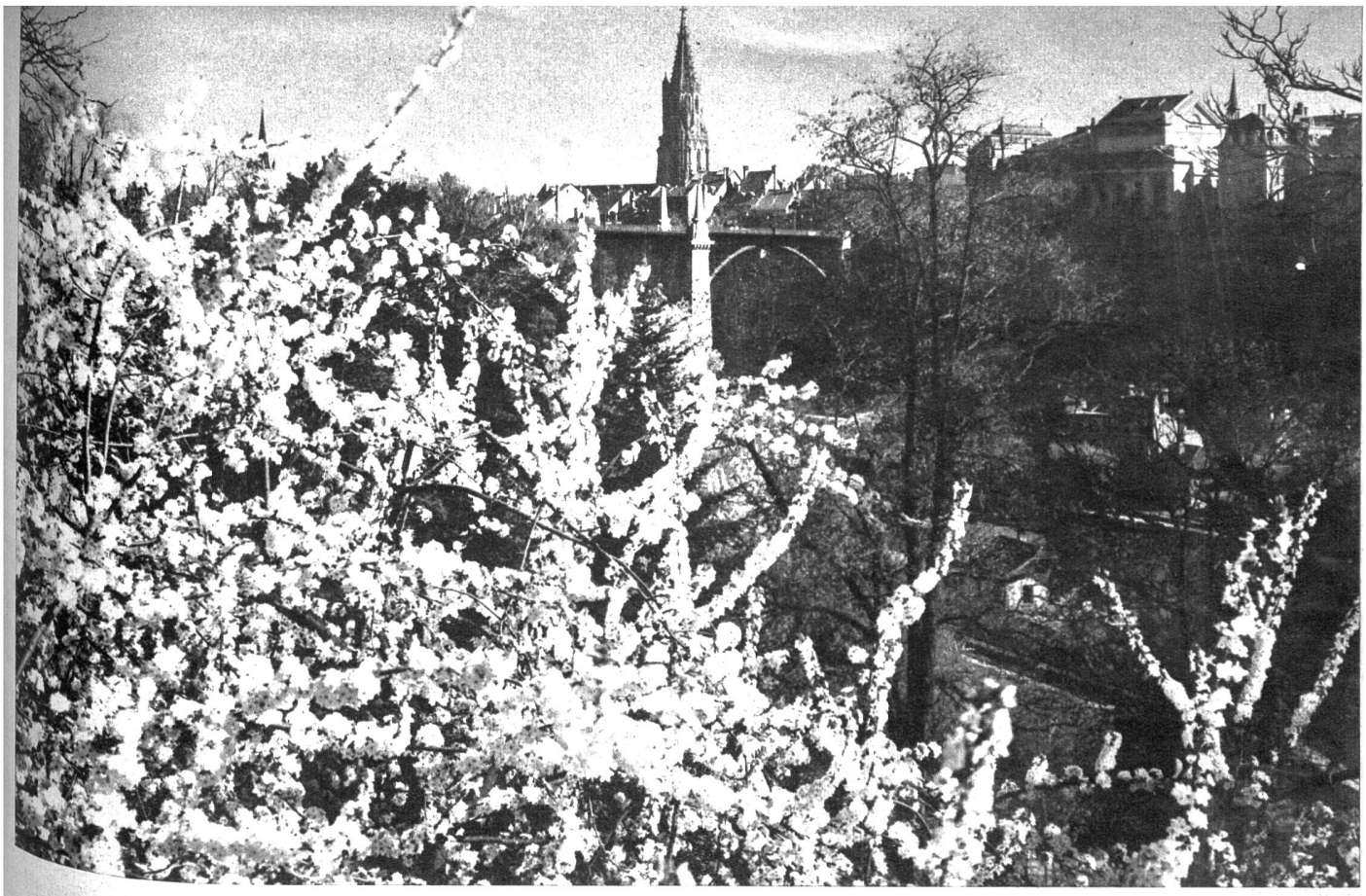
Die Sache war also beschlossen und wurde schriftlich niedergelegt und durch Handschlag bekräftigt. Das Schreiben wurde Kräuchi, als Zeuge, in Verwahrung gegeben. Um sich der Gefahr, gesehen zu werden, nicht auszusetzen, wählte man die Zeit nach Mitternacht Zum guten Abschluss bestellte nun der bis dahin schweigsam dagesessene Sackträger Jakob Hurni, ein athletisch gebauter Mann, eine Flasche Rotwein. Dem Schuster waren nun doch einige Bedenken aufgestiegen. «Warum hast du den Schatz nicht schon lange für dich selber geholt», wandte er sich nun an Weinzäpfli. «Das kann ich dir schon verraten, nicht dass du glaubst, ich sei nicht ehrlich mit dir. Die Sache verhält sich folgendermassen: Vor drei Jahren war ich für kurze Zeit in Paris. Eines Abends machte ich in einem Bistro in der Rue de Lappe die Bekanntschaft mit einem älteren Herrn. Unter anderem erzählte mir dieser — hm, wie war doch sein Name, ja, Monsieur Corbeau, so nannte er sich, von einer Kartenschlägerin. Sie war in der ganzen Stadt bekannt. Ich beschloss, sie aufzusuchen. Diese Dame prophezeite mir nun die Zukunft. Suchen Sie Ihr Glück mit der Hände Arbeit und graben Sie nicht nach verborgenen Reichtümern, denn das würde Ihnen kein Glück bringen. Das sagte sie mir. Aus diesem Grunde habe ich meine Finger von diesem Franzosenschatz weggelassen.» Nyffenegger, der sehr abergläubisch war, schien von dieser Antwort befriedigt zu sein, denn er fragte nicht weiter. Da neue Gäste eintraten und sich an einen in ihrer Nähe noch leer stehenden Tisch setzten, wurde ein anderes Thema angeschlagen. Die Uhr des Zeitglockenturmes schlug die elfte Abendstunde, als die vier die Kellerwirtschaft zum Sackträger verliessen und sich trennten.

Der grosse Wald lag finster und drohend vor ihnen, als die vier Schatzgräber ihn betraten. Aus Sicherheitsgründen wurde nicht gesprochen und schweigsam marschierten sie, je zwei und zwei auf der durch den Mond grauweiss beleuchteten Strasse immer tiefer in den Wald hinein. Nyffenegger hatte Pickel und Schaufel mitgenommen und schritt in Gedanken versunken an der Seite von Weinzäpfli, gefolgt von Hurni und Kräuchi. So mochten sie ungefähr eine Viertelstunde dahingeschritten sein, als sie eine Wegkreuzung passierten. Zirka 30 Meter davon zweigte ein Fussweg rechts von der Strasse ab und führte in eine grosse Senke hinein, in deren Mitte der Sagen umsponnene Glasbrunnen stand. Die Bäume standen hier zum Teil weit auseinander, so dass man die nähere Um-

gebung schwach erkennen konnte. Der Mond schien durch die Wolken und liess den Brunnen, der am tiefsten Punkt der Mulde aus einer gewaltigen Eisenröhre sein Wasser plätschern liess, in gespenstigem Grau erscheinen. Ein leiser Nachtwind wehte und trug aus der Ferne 12 dumpfe Glockenschläge her. Es war Mitternacht. Weinzäpfli, der bis jetzt den Anführer gespielt hatte, führte die Gruppe noch 20 Meter in östlicher Richtung weiter und blieb dann zwischen zwei alten Eichen stehen. Mit der Hand nach vorn auf einen Holunderstrauch deutend, wandte er sich nun an Nyffenegger. «Wir sind am Ort und können beginnen.» Der Schuster drückte, wie abgemacht, Kräuchi ein kleines weisses Schächtelchen mit den 100 Franken in Gold als Inhalt in die Hand. Er liess sich nicht weiter auffordern und fing sogleich an, den Waldboden aufzupickeln. Die andern drei standen in einem Halbkreis um ihn herum, während Kräuchi damit beschäftigt war, den Inhalt des Schächtelchens zu prüfen. Der Schuster hatte noch keinen halben Meter gegraben, als die Spitze des Pickels auf Eisen schlug. Ein unterdrückter Jauchzer entrang sich seiner Brust, als plötzlich ein furchtbarer Knall die Stille zerriss. Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich ein französischer Grenadier in Uniform neben dem Holunderstrauch, das noch rauchende Gewehr in der Rechten. Den vier Schatzgräbern drohte das Blut in den Adern zu erstarren. Hier spukte es wahrhaftig. Der Schuster hatte sich zuerst gefunden. Mit einem Aufschrei riss er sich herum und sprang wie wahnsinnig quer über die Lichtung aus der Senke heraus, Richtung Strasse. Die andern drei wie gehetztes Wild hintendrein. Das war zu stark, da ging es nicht mit rechten Dingen zu. In ihrer überstürzten Flucht liessen sie alles liegen. Kräuchi verlor in der Aufregung sogar das Schächtelchen mit den 100 Franken. Ganz ausser Atem erreichten sie die Strasse und nach weiteren dreissig Metern die Wegkreuzung, an der sie sich besammelten.



Von Kräuchi fehlte jede Spur. Der musste schon ein gutes Stück weiter sein. Noch ganz benommen, wollten sie eben weiter gehen, als ein Geräusch von Pferdehufen an ihr Ohr drang. Um nicht gesehen zu werden, drückten sie sich gleich hinter die nächsten Bäume, um das Gefährt, das man nun aus dem Geräusch heraus erkennen musste, vorüberziehen zu lassen. Aber was war das? Auf der vor ihnen vom Mond beleuchteten Strasse kam ein Totenwagen dahergefahren. Auf dem Bock sass der Kutscher, leicht vornübergeneigt, scheinbar leblos. Hinten drin hatte er einen Sarg geladen. Langsam fuhr der Wagen vorüber. Hätten sie diese Begegnung unter anderen Umständen erlebt, wären sie sicher zu der Ueberzeugung gekommen, dass man einen Menschen, der im Spital irgendwo gestorben war, dort abholte und in sein Dorf überführte, was meistens in der Nacht geschah. So jedoch kam ihnen dieses neuerliche Zusammentreffen so ungeheuerlich vor, dass, als das Gefährt verschwunden war, die drei wie Besessene von neuem Fersengeld gaben, nur um endlich aus diesem unheimlichen Wald zu kommen. Der Sackträger Hurni war nicht abergläubisch, und an Mut fehlte es ihm bestimmt nicht. Er konnte es einfach nicht glauben, dass dieser französische Grenadier ein Geist sein sollte. Das war doch fauler Zauber, da steckte irgendeine Gaunerei dahinter. Und das eigenartige Zusammentreffen mit dem Totenwagen vorhin, war nichts anderes als reiner Zufall. Wie er sich mit diesem Gedanken beschäftigte, hielt er plötzlich inne mit laufen. Da er der Hinterste war von allen drei, fiel es gar nicht auf, dass er zurückblieb. Er musste zurück, es gab nichts anderes. Ihn nahm es doch wunder, was da gespielt wurde. So machte er sich auf den Rückweg, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend. Den Wald kannte er gut, obschon dieser gross und dicht war. Auch war er verrufen, versteckte sich doch viel lichtscheues Gesindel darin, um vor der Hand des Gesetzes vorübergehend gesichert zu sein. Nach ungefähr zehn Minuten war er wieder beim Kreuzweg angelangt. Um den vorhin begangenen Weg nicht wieder zu benützen, beschloss er als Vorsichtsmassnahme einen kleinen Bogen zu schlagen und von rechts her den Rand der Senke zu erreichen. Dieses Vorhaben war mit einiger Mühe verbunden. Es hatte hier viel Unterholz, durchdrungen mit Brombeerranken und Nesseln. Hurni war kein zimperlicher Mensch und durchquerte das Hindernis mit viel Geschick und Uebersicht. Noch zehn Schritte, und er war an der Stelle angelangt, wo er einen vorzüglichen Ausblick über die ganze Mulde hatte. Durch den Mond grauweiss beleuchtet, konnte er den Brunnen wie dessen nähere Umgebung ziemlich genau erkennen. Zirka zwanzig Meter rechts davon befand sich der Holunderstrauch, wo vor knapp einer halben Stunde Isidor Nyffenegger im Schweisse seines Angesichts nach dem Franzosenschatz gegraben hatte. Daneben standen zwei Männer. Der eine von ihnen war der französische Grenadier. Eben legte er den Pickel weg und die beiden knieten nieder, um vermutlich diese Eisenkiste aus der Grube zu heben. War doch etwas dran mit diesem Franzosenschatz. Nun hoben sie einen Gegenstand heraus, dessen äusserliche Form auf eine Kiste schliessen liess. Das war doch diese Eisenkiste, Nyffenegger hatte ja mit dem Pickel draufgeschlagen vorhin. Während nun der zweite, ein kleiner dicker Mann, mit dem auffüllen des gegrabenen Loches beschäftigt war, sass der Grenadier, das Gewehr über den Knien, auf einem Baumstrunk und schaute dem andern scheinbar gelangweilt zu. Offenbar spielte er den Wächter. Die Arbeit war bald einmal beendigt. Das Gewehr schulternd fasste der Grenadier links und der Kleine rechts an der Kiste und marschierten, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, einem Fussweg folgend in den Wald hinein. Hurni wartete noch einen Augenblick, und da alles still blieb, kam er hinter dem als Deckung benutzten Baum hervor und stieg in die Mulde hinunter. Das Loch war zugeschüttet. Der Pickel und die Schaufel lagen am Boden neben dem Holunderstrauch, sonst war nichts zu sehen. Aber halt, was war das? Unweit der Stelle, wo er sich befand, leuchtete etwas Weisses am Boden. Zwei, drei Schritte und schon hatte er das Schächtelchen, das Kräuchi vorhin noch in der Hand hielt, ergriffen. Dem Gewicht nach musste noch etwas drin sein. Rasch öffnete er es und im Mondlicht glänzten ihm zehn Goldstücke entgegen. Das war ein Fang. Soviel Geld hatte er überhaupt noch nie gesehen. Vorläufig war es sein, und mit einem inneren Glücksgefühl steckte er es in seine Tasche. Jetzt war aber höchste Zeit, wenn er den anderen zwei noch folgen wollte. Nach dem Weg, den sie eingeschlagen hatten, konnten sie nirgends anders hin als nach der Inneren Enge. Sogleich machte er sich auf und schritt in der gleichen Richtung wie die beiden andern davon. Von Zeit zu Zeit griff er in die Tasche, um sich zu vergewissern, dass er das Schächtelchen noch hatte. Er war nun schon zehn Minuten marschiert und hatte die Gesuchten noch nicht zu Gesicht bekommen. Waren sie vielleicht vom Weg abgegangen. Hurni blieb stehen und horchte in den Wald hinein. Aber kein Laut war zu hören, alles blieb mäuschenstill. Das beste war, er ging bis an den Waldrand, wo der Weg, den die beiden eingeschlagen hatten, heraus mündete. Nach kurzer Zeit wurden die Bäume lichter und bald hatte er den Waldsaum erreicht. Durch das schnelle Marschieren etwas ausser Atem gekommen, war Hurni im Begriff, sich auf einen gefällten Baum zu setzen, als ein Geräusch an sein Ohr drang. Da musste jemand an einen grösseren Stein gestossen sein, deutlich hatte er das Rollen desselben vernommen. War das möglich, dass die zwei mit ihrer Eisenkiste schon den Wald verlassen hatten. Die konnten aber unmöglich schwer zu tragen haben. Nun, er war ihnen jedenfalls hart auf den Fersen. Vorsichtig verliess er die vordersten Bäume und schritt parallel zum Fussweg durch



ÜBERSCHWANG

O alle Amseln des Frühlings in meine Lieder,
O allen Krokus und allen Flieder,
Dass es duftet und schmettert herrlich und süss
Und Gott mit glänzenden Augen grüss!

O alle Bäche und Hänge in meine Gesänge
Und rauschende Wasser und Firnengepränge;
Und am Abend den stillgrossen Liebesstern
Über trunkenen Blüten, in Gott dem Herrn!

Karl Adolf Laubscher

taunasses Gras, die Augen beständig nach vorn gerichtet. Da, was war das vor ihm? Undeutlich nur, jedoch an ihrer Grösse glaubte er die zwei Gesuchten zu erkennen. Die hatten es aber pressant. Zweifellos, es waren sie. Nebeneinander gehend, trugen sie in ihrer Mitte die Kiste. Zweimal hatte er höchste Zeit, sich in das nasse Gras zu werfen, als die beiden Unbekannten die Kiste absetzten, um den Griff zu wechseln. Er durfte unter keinen Umständen gesehen werden, denn es bestand die Möglichkeit, dass dieser französische Grenadier nach ihm schiessen würde. Die zwei änderten plötzlich die Richtung und marschierten querfeldein. Weshalb waren sie vom Weg abgegangen. Er brauchte nicht lange zu studieren, und schon hatte er des Rätsels Lösung. Als er fünfzig Schritte weitergegangen war, vermochte er den Gasthof zur «Innern Enge» zu erblicken, was ihm vorher infolge der herrschenden Dunkelheit nicht möglich war. Jetzt ging ihm ein Licht auf. Dort hatten sie einen bösen Hund. Kamen sie dem Haus zu nahe, schlug dieser bestimmt an, und sie liefen Gefahr, gesehen zu werden. Darum also machten die beiden einen Bogen um das Haus. Immer den nötigen Abstand haltend, passierte er die Engehalde und erreichte kurz darauf den Fussweg, der dem linken Aareufer entlang, Richtung Stadt führte. Dorthin wollten die Gauner also, um irgend in einem Versteck die Eisenkiste in aller Ruhe ungestört ausrauben zu können. Er wurde sich nun einesteils reuig, dass er im Wald keinen Ueberfall gewagt hatte. Was nun, wenn die Kiste voll goldene Berner Dublonen war und er sich einen so gewaltigen Reichtum vor der Nase wegschnappen liess! Eine solche Gelegenheit, zu Geld zu kommen, kam wohl nicht wieder. Und er, Jakob Hurni, ledig, von Beruf Sackträger, wo er doch für niemand zu sorgen hatte als für sich selbst, sollte sich diese Gelegenheit entgehen lassen. Nein, und nochmals nein, erst jetzt wurde er sich so recht bewusst, was die zwei vor ihm davon trugen. Koste es, was es wolle, er musste sich in den Besitz dieser Eisenkiste setzen. Diese und ähnliche Gedanken durchfuhren seinen Kopf, als plötzlich die Silhouette des Blutturmes, ein Teilstück der alten Stadtmauer, hart an der Aare gelegen, vor ihm auftauchte. Der Weg führte hier durch die neben dem Turm in die Mauer eingelassene Eisentüre. Jetzt hiess es aufpassen. Er blieb stehen und lauschte leicht vornüber geneigt, Richtung Turm. Aber alles blieb still, nur das monotone Klatschen der Wellen, die an die Böschung schlugen, war zu hören. Ein unbestimmtes Gefühl mahnte ihn zur Vorsicht. Bevor er weiter ging, wollte er das Geld noch in Sicherheit bringen. Kurz entschlossen setzte er sich auf den Boden und verstaute den Inhalt des Schächtelchens im linken Schuh. Das leere Karton übergab er den Wellen. So, das Geld war gut aufgehoben und nicht so leicht zu finden. Zögernd schritt er nun weiter auf den in seiner ganzen Grösse erscheinenden Turm zu. Bald war er vor der geschlossenen Eisentüre angelangt. Leise drückte er deren Falle hinunter, sie gab nach, die Türe war offen.

(Fortsetzung folgt)